

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 52=72 (1906)

Heft: 18

Artikel: Über den japanischen Angriff

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-98295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LII. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXII. Jahrgang.

Nr. 18.

Basel, 5. Mai.

1906.

Erscheint wöchentlich. Preis per Semester franko durch die Schweiz Fr. 4. Bestellungen direkt an „**Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung in Basel**“. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an.

Verantwortlicher Redaktor: Oberst U. Wille, Meilen.

Inhalt: Über den japanischen Angriff. — Die Schlacht am Morgarten. — Ausland: Italien: Programm für die diesjährigen grösseren Truppenübungen. — Norwegen: Neue Heeresordnung. — Portugal: Eine durstige Besatzung. — Vereinigte Staaten von Amerika: Regelung der Beförderung der Offiziere.

Über den japanischen Angriff.

Im Verlage von Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin ist soeben ein Heft erschienen, das den Titel führt: „Das Angriffsverfahren der Japaner im ostasiatischen Kriege 1904/05 von Freiherr von Lüttwitz, Major im Grossen Generalstabe“. Der Verlag führt die Schrift mit folgenden Worten ein, die uns beweisen, welche Bedeutung die Broschüre hat: Der Verfasser hat während des Krieges die erste Abteilung des Grossen Generalstabes geleitet, wo sämtliche Nachrichten aus Ostasien zusammenliefen. Da die Japaner unsere (deutschen) Reglemente und organisatorischen Formen besitzen und uns die Erprobung vieler Abarten des Angriffsverfahrens einem standhaften Gegner gegenüber abgenommen haben, verdient die durch fünfzehn bisher zumeist noch unbekannte Karten erläuterte Schrift die grösste Beachtung im deutschen (und fügen wir bei, auch in unserem schweizerischen) Heere.

Der Verfasser bemerkt im Vorwort: Die nachfolgenden Ausführungen gründen sich auf die bis Ende Januar 1906 vorliegenden Nachrichten. Auch die Berichte der zur japanischen Armee entsandten deutschen Offiziere konnten verarbeitet werden. Einer späteren Geschichtsschreibung wird es vorbehalten sein, noch manche Einzelheiten zu ergänzen und zu berichtigen. Die Frage des japanischen Angriffsverfahrens erschien jedoch bereits jetzt genügend geklärt, um sie im Zusammenhange zu behandeln.

Auf knappen 56 Seiten Text, die allerdings durch die 15 trefflichen Kartenbeilagen ergänzt

werden, löst der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt hat, in einer Weise, die unsere Bewunderung herausfordert.

Man darf wohl kühn behaupten, dass in diesem kleinen Schriftchen der von der sachkundigsten Hand gemachte Extrakt, der wirkliche Niederschlag aller möglichen, überhaupt zugänglichen Beobachtungen und fachmännischen Erhebungen aus dem Kriege in der Mandschurei vorliegen.

Die Arbeit des Majors von Lüttwitz zerfällt in zwei Teile. Die Seiten 1 bis 39 geben in kurzen, markanten Zügen Schlachtbeschreibungen (Yalu, Nanschan, Telitsze-Wafangkou, Vormarsch der zweiten und ersten Armee gegen Liaojang, Schaho, Sandepu, Mukden); zu diesen gehören die 15 Kartenbeilagen. Der zweite Teil enthält auf 16 Seiten die „Betrachtungen“.

Soweit es noch mehr zusammengedrängt möglich ist, soll im nachstehenden das Facit aus diesem letzterwähnten Abschnitt mitgeteilt werden, nicht um den Kameraden das eigene Studium der hochbedeutsamen Schrift abzunehmen, die wir als das wertvollste erachten, was bis heute über den Krieg geschrieben worden ist, sondern um sie im Gegenteil anzuregen, die Darlegungen des Majors von Lüttwitz selbst gründlich durchzuarbeiten und zu studieren. Aus diesem Grunde ziehen wir die hochinteressanten Schilderungen, die der erste Teil liefert, der die Prämissen enthält, aus denen die Betrachtungen herauswachsen, nur insofern heran, als das zum Verständnis unbedingt notwendig ist.

Unserem Auszug aber sei das vorangestellt, womit Major von Lüttwitz seine Betrachtungen schliesst: Man sieht, wie umsichtig und sorg-

fältig die Japaner alle Hilfsmittel anwandten und ausbildeten, um den Angriff zu erleichtern.

Schliesslich blieb aber doch das Geheimnis ihrer Erfolge der gute Geist der Truppen, der auch grosse Verluste ohne Erschütterung ertrug, und der heisse Drang, die vom Gegner trennende Entfernung möglichst schnell zu durchschreiten, um die eigene Überlegenheit im Kampfe Mann gegen Mann zu bekunden. Wo ein solcher Geist Führung und Truppe durchdringt, verliert auch der durch die fortschreitende Vervollkommnung der Feuerwaffen immer schwieriger werdende Angriff viele seiner Schrecken.

Alle japanischen Angriffe zeigen das Bestreben, den Feind in der Front kräftig anzufassen, die Entscheidung jedoch durch ein Vorgehen gegen seine Flanke oder seinem Rücken herbeizuführen. War dies wegen der Länge der zusammenhängenden Schlachlinie unmöglich, so wurde der Versuch gegen einen vorspringenden Teil der Stellung unternommen.

Genaue Erkundungen gingen jedem Angriff voraus. Hiebei leisteten die zahlreichen Offizierspatrouillen treffliche Dienste. Sie sicherten auch die Flanken.

Die japanische Kavallerie war ihres minderwertigen Pferdematerials wegen zur Schlachtenreiterei nicht geeignet. Als berittene Infanterie leistete sie auch in der Fernaufklärung gute Dienste. Ausser der Divisionskavallerie bestanden zwei selbständige Brigaden mit je acht Maschinengewehren und einer reitenden Batterie. Oft wurde ihnen auch Infanterie zugeteilt.

Die Kavallerie focht meist abgesessen. Sandpau wurde von ihr mit Erfolg gegen grosse Übermacht verteidigt.

Die japanische Führung suchte überall ihren Angriffen ein starkes artilleristisches Übergewicht zu sichern. In den ersten Schlachten teilten sich Artillerie und Infanterie in den Erfolg. Wo die Ziele gut sichtbar waren, kam die gute Schiessausbildung der Artillerie voll zur Geltung. Schossen die Russen indirekt aus verdeckten Stellungen, so konnte von einem wirksamen Artilleriekampf nicht mehr die Rede sein. Das „Streuen“ haben die Japaner den Russen nicht nachgemacht. Von Anfang an beschossen sie Infanterieziele. Auf 2 bis 3 km war der Erfolg gegen tiefe Gräben gering, aber die Infanterie war doch gezwungen, in Deckung zu bleiben und damit war viel erreicht. Die Japaner setzten deswegen das Geschützfeuer fort, bis die eigene Infanterie einbrach, obwohl sie ihr, die meist um die Unterstützung durch die Schwesterwaffe geradezu gebeten hat, oft genug Verluste beibrachte! Ein Artillerieduell hat nur

am Yalu stattgefunden, sonst nutzte die Infanterie immer das Geschützfeuer für das eigene Vorgehen aus — der Artilleriekampf war nie Selbstzweck. Sobald die Japaner das Übergewicht der Russen fühlten, gingen die Geschützbedienungen in Deckung, bis das feindliche Feuer an Stärke nachliess. Die Schilde haben die Ruhe der Leute wesentlich erhöht. Beobachter wurden seitwärts oder bis in die vordern Schützenlinien vorgeschoben. Die Wirkung der Kruppschen 12-cm-Haubitzen war gross, ihr Feuer sehr genau. Nur in Port Arthur wurde der Ballon zur Beobachtung angewendet. Bis zum Schluss hat die höhere Führung das Zutrauen zur schweren Artillerie nie verloren. Sie sprach sich dahin aus, dass die Zugabe von 12-cm- und 15-cm-Haubitzen ans Feldheer zum Kampfe gegen befestigte Stellungen unabweisbar notwendig sei.

Bei der ersten Armee waren die Formen des Infanteriegefechts durchaus reglementarisch. Sofort wurde erkannt, dass geschlossene Formationen im Bereiche des Infanteriefeuers verschwinden müssen. Man suchte bald die zeitraubende infanteristische Feuerüberlegenheit durch die artilleristische zuersetzen, unter Festhalten des Grundsatzes, sofort möglichst viel Gewehre in Tätigkeit zu bringen. Die Kompagnien entwickelten sich meist von Hause aus vollständig.

Truppeneinheiten wurden ausschliesslich flügelweise eingesetzt, die Einheitlichkeit der Angriffsbewegung durch Angabe von Marschrichtpunkten gewährleistet. Gewöhnlich wurde der inneren Flügelabteilung die Anlehnung an einen Geländeabschnitt oder an die Nachbartruppe zur Pflicht gemacht.

Beim Vorführen gegen einen unbekannten Gegner entwickelte man zunächst lichte, beim ernsten Angriff sofort enge Schützenlinien mit 1 bis 2 Schritt Zwischenraum zwischen den Leuten, welche Formationen auch die Reserven — nie mehr als ein Drittel der Gesamtstärke — im feindlichen Infanteriefeuer annahmen. Die Vorbewegung geschah sprungweise. Hinter Deckungen zogen sich die Linien wieder zusammen. Das Einschieben in die vorderste Linie geschah in einem langen Sprung, durch Hineinkriechen nur, wenn ein Höhenkamm zu besetzen war.

Die Sprünge der vordersten Linie waren 80 bis 100 m lang und geschahen in der Regel kompagnieweise. Die Feuereröffnung erfolgte möglichst spät, wenn immer möglich auf Entferungen unter 1000 m. Der Sturm wurde meist schon auf 300 m vom Feinde angesetzt.

Der bestreichte Raum hinter der vordersten Schützenlinie erwies sich als sehr gefährlich.

Hieraus erklären sich die grossen Verluste an Stabsoffizieren und Hauptleuten.

Während des Vorgehens hat sich die Infanterie selten eingegraben, dagegen sofort, wenn eine feindliche Stellung genommen war. Deshalb scheiterten fast immer die schlecht durch Feuer vorbereiteten, in dichten Massen ausgeführten russischen Gegenstösse an der festen Haltung eingegrabener Abteilungen.

Bei der zweiten und vierten Armee sind bei Liaojang schwere Angriffe über deckungloses Gelände ausgeführt worden. Die erste Schützenentwicklung war sehr licht mit 5 bis 10 Schritt Zwischenraum zwischen den Einzelnen, weitere, ebenso dünne Linien folgten. Reserven bewegten sich im feindlichen Artilleriefeuer nur in aufgelöster Ordnung. War es sehr stark, so wurde sprungweise vorgegangen und zwar in der Weise, dass sich die ganze Linie zur Erde warf, wenn sich die Geschosse von weitem ankündigten, und, sobald die Detonation vorüber, wieder 30 bis 40 m vorlief.

Das Feuer wurde auf etwa 1000 m eröffnet, 20 bis 30 m lange zug- und gruppenweise, sehr schnelle Sprünge folgten. Längere Sprünge brachte die Leute zu sehr ausser Atem, worauf sie schlecht schossen. Sowie die Verluste sich mehrten, griff man, auch bei den Reserven, zum Spaten. So arbeitete man sich bis auf 400 m heran. Verstärkungen erreichten in sehr lichten Zug- oder Gruppenlinien sprungweise die Feuerlinie. Die Tiefengliederung war meist nur gering.

Hatte man sich über den Grad der Erschütterung des Gegners getäuscht oder stiess man beim Stürmen auf Hindernisse, die dem Maschinengewehrfeuer ausgesetzt waren, so legte man sich hin und grub sich ein.

Ein „Normalangriff“ würde nach Aussage japanischer Führer in den meisten Fällen scheitern, da die Umstände nach Gelände, Feuerkraft des Feindes, Witterung, Tageszeit und taktischer Lage stets verschieden sind.

Die Frontbreiten waren sehr gross. Der Zug in lichter Schützenlinie verlangt 100 m, die Kompagnie 250 m, Bataillone benötigten bei Liaojang bis 800 m, Regimenter 1400 m, Brigaden 2—3000 m, Divisionen im Durchschnitt 5500 m Frontraum.

Die Japaner haben Nachtgefechte nicht gescheut. Stiess man dabei auf Drahthindernisse, so gelang es meist, an irgend einer Stelle einzudringen und sich einzugraben. Hinderniszerstörer versuchten, auf dem Rücken liegend, das Gewehr umgehängt, mit Drahtscheren zu wirken, während Handgranaten in die Schanzen geworfen wurden, oder die Pioniere zerstörten die Hindernisse mittelst Sprengladungen. Vorbedin-

gung war die Überraschung und genaue Erkundung der Stellung. Die hiezu verwendeten Offiziere dienten in der Nacht als Führer. Bestimmte Angriffsformen gab es da nicht. Man ging in jeder denkbaren geschlossenen Ordnung vor. Der Erfolg beruhte auf dem Stoss der starken ersten Linie. Besonders schwierig war die Aufrechterhaltung der Verbindung zwischen den einzelnen Unterabteilungen.

Das Schiessen war meist streng verboten. Man trat oft mit ungeladenen Gewehren an, ja zuweilen waren sogar die Verschlüsse entfernt worden! Man kämpfte mit der blanken Waffe, in deren Gebrauch das Heer besonders gut ausgebildet war.

Oft trugen die Mannschaften als Erkennungszeichen weisse Armbinden. Wurde gefeuert, so erteilten die Offiziere laut das Kommando. Es ergab sich, dass geschlossene Formationen gegen überraschende Vorstösse in die eigene Flanke sehr empfindlich sind.

Maschinengewehre haben als Hilfswaffe bei der Infanterie in Angriff und Verteidigung treffliche Dienste geleistet. Die Truppe selber verlangte danach. Sie wurden dann einzeln oder zu zweien an die Bataillone abgegeben, die sie den vordersten Schützenlinien zuteilten, mit ihnen die feindliche Brustwehr rein fegten und sie bei der Abweisung von Gegenangriffen und bei der Feuerverfolgung des Feindes benutzten. In Zukunft sollen jedem Infanteriebataillon und Kavallerieregiment vier Gewehre organisch angegliedert werden.

Ebenso wurden Gebirgsgeschütze, ähnlich den Bataillonskanonen im 18. Jahrhundert, bis auf die nahen Entfernung herangebracht und aus hölzernen Mörsern durch Pioniere von 250 m vom Feind an Handgranaten in die Schützengräben geworfen.

Die Befehlsübermittlung geschah von der höhern Führung aus, die weit hinten zurückblieb, telephonisch oder telegraphisch, wodurch das Kommen und Gehen der Melde-reiter eingeschränkt wurde und bei den höhern Stäben grosse Ruhe herrschte. Man hat aber erkannt, dass der Oberkommandierende in seinen Entschlüssen ungünstig beeinflusst werden kann, wenn er sofort von jedem kleinen lokalen Misserfolge unterrichtet wird: man warnt deswegen ausdrücklich vor übertriebenem Gebrauch des Telephons. Innerhalb des fechtenden Regiments erwiesen sich Winkerflaggen als überaus praktisch.

Den Spaten benutzte in gleicher Weise Artillerie wie Infanterie: Offensivgeist und Spatenarbeit lassen sich sehr wohl mit einander vereinigen. Beim Eingraben im Liegen schoss

der eine Mann, während der andere arbeitete. So nur war auf ganz nahe Entfernung das Eingraben überhaupt möglich. Gegen Flankenfeuer machten die Leute enge, tiefe, nestartige Schießlöcher. Spätestens nach Einbruch der Dunkelheit vertiefte man Gräben und Löcher, sodass der stehende Schütze auch gegen Shrapnellfeuer gedeckt war. Hauptsache war die Tiefe des Grabens und die steile Böschung der vordern Wand. Die Pioniere dienten als Vorarbeiter. Bei gefrorenem Boden wurden leere Säcke mitgenommen und in der letzten Deckung mit Erde gefüllt. Gegen Ende des Krieges führte ein Drittel aller Leute den Pickel, zwei Drittel den Spaten. Während des Marsches waren Stiel und Blatt getrennt auf den gerollten Mantel geschnallt.

Das schlimmste Hindernis war der Stacheldraht im wirksamen Bereich des Maschinengewehrs. Durch Geschützfeuer konnte es nicht zerstört werden, sondern wurde nur noch schwieriger. Am unangenehmsten war es, wenn der Draht über 100 m weit vor den Verschanzungen lag, weil dann während des Zerschneidens keine Handgranaten geworfen werden konnten.

Noch mehr wie das Eingraben verringert eine unscheinbare Kriegsuniform die Verluste. Deckung gegen Sicht ist wichtiger als Deckung gegen Geschosse, da ein unsichtbarer Gegner überhaupt kein Feuer erhält. Die Japaner trugen daher bald zuerst Khakiüberwürfe, dann Khakikleider, die Reiter zogen braune Überzüge über die roten Hosen, was sie damit begründeten, dass sie nur dann nahe genug an den Feind heran gehen könnten, um gute Meldungen zu bringen. Alles Blinkende fiel weg, Säbelscheiden wurden mit Tuchstreifen umwickelt. Bei den neuen Uniformen war der Offizier schon auf 50 Schritt nicht mehr vom Manne zu unterscheiden. Die einzelnen Waffengattungen wurden ganz gleich gekleidet — nur die Kragenspangen sind von verschiedener Farbe — so dass die Russen z. B. bei Wafangkou nicht erkannt haben, dass der Gegenstoss auf ihren Offensivflügel nur durch abgesessene Kavallerie geführt wurde. Die Achselklappen trugen keine Nummern: der Feind wusste daher nie, wer gegen ihn gekämpft hatte.

Das kurze Seitengewehr hat sich ausgezeichnet bewährt. Fast bei allen Angriffen wurden nur das Sturmgepäck — gerollter Mantel mit Schanzzeug, Leinensack mit vier Portionen, Patronen, Kochgeschirr, Feldflasche und Brotsack — getragen. Oft hat die Infanterie 14 Tage lang den Tornister nicht gesehen, empfand das aber nur als kleines Übel. Viele japanische Führer glauben, dass die Infanterie mit der

gegenwärtigen schweren Bepackung die lang andauernden Schlachten der Gegenwart gar nicht durchstehen könnte.

Ein weiteres Erfordernis, das die langen Kämpfe mit ihrer nervenzerrüttenden Wirkung zeitigen, ist die oftmalige Versorgung des Soldaten mit gut durchgekochter warmer Nahrung. Die Japaner gaben den Leuten bei Sandepu und Mukden dreimal am Tage und einmal in der Nacht warmes Essen. Sie haben während des Krieges, dem Beispiel der Russen folgend, Feldküchen eingeführt.

Zum Schlusse möge noch eine für unsere schweizerischen Verhältnisse besonders wertvolle Erfahrung aus dem Gebirgskrieg folgen. Major von Lüttwitz schreibt wörtlich:

Bei den Kämpfen in den hohen Bergen war es oft selbst für die japanischen Gebirgsbatterien schwer, Stellungen zu finden. Meist musste die Infanterie allein die Last des Kampfes tragen. . . . War es möglich, gedeckt bis auf nahe Entfernen an den Gegner heranzukommen, so beliess man sie in der Reihenkolonne, sonst wurde die lichte Schützenlinie beim Angriff ebenfalls angewendet. Bei den 70 bis 80 m langen Sprüngen (!) bildeten sich Schwarmhaufen dadurch, dass die langsameren Bergsteiger zurückblieben. Hier im Gebirge wurden die Sprünge zuweilen zug- oder gruppenweise ausgeführt. Nur ungern rückte man von einer Feuerstellung in die andere direkt über den Berghang hinüber. Gewöhnlich ging man zuerst zurück, in Reihen seitwärts um die Höhe herum und dann wieder vorwärts. Der Sturmangriff wurde erst 100 m vom Feinde angesetzt. Oft kam es zu erbitterten Bajonettkämpfen. Die Reserven nützten die toten Winkel in Kolonnen aus und folgten, wenn Deckung vorhanden, möglichst lange in der Marschformation.

Die Entscheidung wurde meist durch Umgehungen herbeigeführt. Wo solche unmöglich waren, lagen sich die Gegner oft viele Stunden auf nahen Entfernen gegenüber.

In jeder erreichten Stellung gruben sich die Japaner auch im Gebirge sofort sorgfältig ein und zwar, wenn irgend angängig, in Gräben für stehende Schützen, da nur solche genügend gegen Artilleriefeuer sicherten.

Der Munitionssatz erfolgte dort, wo hin die Munitionstragiere der Japaner nicht folgen konnten, durch Mannschaften ohne Waffen und Gepäck. Sie trugen vier Pakete mit je 300 Patronen an zwei Tragebändern über die Schultern.

Die Befehlsübermittlung erfolgte ausschliesslich durch Winkerflaggen. Außerdem trugen einzelne Leute auf langen Bambusstangen zusammengerollte grosse Fahnen,

um mit ihnen der Artillerie die Wegnahme der feindlichen Stellungen anzuseigen. . . .

Damit wollen wir die Berichterstattung über dieses einzigartige, herrliche Buch schliessen. Wenn recht viele Kameraden es anschaffen und sich, in dessen Lektüre versenkend, darüber klar werden, dass nicht nur die sorgfältige Ausnützung aller Hilfsmittel, sondern der gute Geist der Truppe schliesslich das grosse Geheimnis jedes Erfolges in sich schliesst, der heisse Drang nach vorwärts, der auch bedeutende Verluste ohne zu schwanken ertragen lässt, den Sieg erringt — dass der Geist es ist, der lebendig macht — so ist der Zweck dieser Zeilen erfüllt.

M.

Die Schlacht am Morgarten.

Mit grossem Interesse las ich ein von meinem Freunde Alexander Isler verfasstes Manuskript einer Arbeit: „Das alte Schwyz und die Behauptung seiner Freiheit“ und gebe ich seinem Wunsche zufolge in nachstehender Skizze meine Ansicht über die Schlacht am Morgarten. Diese stützt sich auf die Lektüre der von Dr. Th. von Liebenau gesammelten Berichte, das Studium der Karte und die Besichtigung des Geländes. Von den Berichten halte ich nur die ältesten von Wert, denn die späteren bringen nicht viel neues dazu und dieses neue muss mit Vorsicht aufgenommen werden. Die Schriften der Herren Dr. Hürlimann und Karl Bürckli habe ich ebenfalls gelesen.

Das Einzige, was mich berechtigt, in der Sache überhaupt mitzureden, sind etwelche taktische Kenntnisse, die ich mir im Laufe der Jahre in den verschiedenen militärischen Kursen und auch durch eigenes Studium erworben habe, ferner die Beobachtungen und Erfahrungen, die ich als Kavallerie-Offizier zu machen Gelegenheit hatte. Mehrere Offiziere haben sich bereits bei Anlass der Denkmalfrage mit der Feststellung des Schlachtfeldes von Morgarten befasst. Da diese Schlacht im wesentlichen ein Kampf zwischen einem von kriegerischem Geist beseelten Bergvolke und einer Ritterschar ist, der in einem Berglande ausgefochten wurde und da bei Beurteilung derselben Momente in Betracht zu ziehen sind, die mit dem Wesen des Pferdes und der Reiterei in nächster Verbindung stehen, erscheint es nicht so ganz fernliegend, dass auch ein Kavallerie-Offizier seine Ansicht kund gibt.

Es steht wohl fest, dass Herzog Leopold, der von Baden kommend, in Zug ein Heer versammelt hatte, entschlossen war, mit seiner bewaffneten Macht Schwyz zu erreichen. Zu gleicher Zeit sollte eine andere Kampfgruppe unter Otto von Strasberg

über den Brünig in Obwalden und eine weitere Gruppe zu Schiff in Nidwalden einrücken. Um von Zug aus Schwyz zu erreichen, konnte der Herzog entweder über Arth, längs des Zugersees oder über Ägeri, längs der beiden Ufer des Ägerisees, bzw. auf all diesen Wegen vorgehen. Arth war für damalige Verhältnisse stark befestigt und dies dem Herzog zweifellos bekannt. Für die Ritter, die den vornehmsten Teil seiner Macht bildeten, war es von vorneherein gegeben dass sie nicht an der mächtigen „Letzi“ dieses am See gelegenen Ortes anrannten, sondern den Weg über Ägeri wählten.

„und zugen mit grossem volke gen Egre, und gedachten wa sie kemen in daz lande gen „Switz. Do wart geraten: an Morgarten „underm Sattel.“ (Berner Chronik von Konrad Justinger 1420.)

Es war dies ein vollkommen richtiger Gedanke. Die Höhe des „Morgarten unterm Sattel“ war der Punkt, den der Herzog in erster Linie zu erreichen suchen musste. Sattelberg hieß damals nach Dr. Hürlimann der heutige Morgarten. Punkt 1245. Durch das enge Defilé längs des Ägerisees möglichst schnell hindurch und auf die Höhen südöstlich des Sees, hinter denen Schwyz, das eigentliche Ziel lag. In die Gegend des Morgarten führte der erste „Sprung“, würde man kavallerie-technisch heute sagen.

„und do sie kamen an den Morgarten an den „berg, der ist hoch und obnen am wenig eben, „und lit Switz ennet dagegen, und ist ein bachtail ennot daran.“ (Zürcher Chronik 1449.)

Die Schwyz und ihre Verbündeten auf der andern Seite waren fest entschlossen, ihr Land zu verteidigen gegen den ihnen im Anmarsch gemeldeten Gegner. Die Sperrpunkte wurden überall besetzt.

„Als jene dies hörten und in grosse Furcht gerieten, befestigten sie die unsichern Orte des Landes und wo zu ihnen ein Zugang werden konnte, mit Mauern und Wällen und auf andere nur mögliche Weisen“ „und es wurde den Einzelnen, bei denen ein Durchpass stattfinden konnte, in Auftrag geben, die Steige der Berge, durch die ein Weg in ihr Land führen konnte inne und da Wache zu halten, wo sie gesehen hatten, der Gang zwischen den Bergen sei enge.“ (Winterthurer Chronik, übersetzung, Neujahrsblatt der Bürgerbibliothek 1860.)

„und zugent uf den Satteln und wollten da ihr lant weren.“ (Berner Chronik 1420.)

Es scheint auch nur natürlich, dass die Schwyz und ihre Verbündeten sich an die Engpässe ihres Landes legten und „daselbst Tag und Nacht auf Wache“ (Winterthurer Chronik) lagen.

Weniger natürlich erscheint es, dass sie ausserhalb ihrer Grenzen auf dem zugerischen Mor-